

Der blutige Bürgerkrieg in Ruanda: Ein deutscher Pater aus Gosheim bei Tuttlingen berichtet als Augenzeuge

## Nach dem Überfall findet er nur noch die Leichen seiner Schützlinge

Von unserem Redaktionsmitglied  
Sabine Friedrich

Er spricht von organisiertem Völkermord, von einem „Mangel an Menschlichkeit, der zum Himmel schreit“, von einer menschlichen Apokalypse und einer wirtschaftlichen Katastrophe, von Ereignissen, von „denen man gar nicht wahrhaben will, daß es so etwas gibt“. Er klagt den Weltsicherheitsrat wegen seines Desinteresses an Ruanda an: „Es ist eine Schande.“ Pater Otto Mayer war bis 11. Juni mittendrin im blutigen und grausamen Bürgerkrieg Ruandas. Rund 500 000 Menschenleben soll er gekostet haben, fast die Hälfte der 7,5 Millionen Einwohner ist auf der Flucht. Zwei Monate lang, bis zu seiner Verletzung durch einen Granatsplitter, hat der „Weiße Vater“, zusammen mit seinem französischen Mitbruder, Henri Blanchard, um das Leben von Zuflucht suchenden in seiner Pfarrei Nyamirambo im Süden der Hauptstadt Kigali gekämpft.

Am 10. Juni war der gesamte Einsatz „für d’Katz“. Frustration klingt aus der Stimme des 47jährigen, der vor kurzem in seinem schwäbischen Heimatort Gosheim (Kreis Tuttlingen) eingetroffen ist. „Es ist alles schiefgegangen“, stellt er resigniert fest. Am 10. Juni überfielen die Milizen die Pfarrei, verschleppten 200 Frauen und Kinder und ermordeten sie wahrscheinlich. Die Leichen einiger Schutzbefehlener hat der Pater am glei-

chen Tag auf einem Lastwagen und auf der Straße liegend gesehen.

„Ein Menschenleben zählt nichts mehr“, klagt der Geistliche in seinem Tagebuch an, das er seit dem neuerlichen Aufflammen des Bürgerkriegs am 6. April geführt hat. Es sind Aufzeichnungen, die tief anrühren. Sie handeln vom täglichen Morden, von den Leichen, die vor der Pfarrhaustür liegen, von den wiederholten Angriffen der Milizen auf Nyamirambo, von schrecklich zugerichteten Verletzten und von Toten in fürchterlichem Zustand, teilweise von Hunden angefressen. Die Notizen lassen nur ahnen, welchem Leid und welcher seelischer Anspannung die Menschen ausgesetzt waren. „Ich bin sehr allein mit den Leuten“, vertraut Pater Otto Mayer am 3. Juni seinem Tagebuch an. Das laute Reden der Frauen geht ihm auf die Nerven, da er Angriffe der Milizen fürchtet.

Der Schwabe und der Franzose waren die letzten Weißen und die letzte religiöse Gemeinschaft in Nyamirambo, die Flüchtlinge beherbergten. Die Verletzung des Paters war ein Grund, Kigali zu verlassen. Der andere: Die beiden Geistlichen entschließen sich, vor der internationalen Presse die „schreckliche Barbarei“ zu schildern. Ihr Bild widerspricht der offiziellen Propaganda. Die neue Regierung, die sich als „Retter des Landes“ bezeichnet, wird entlarvt, eine Rückkehr nach Nyamirambo ist damit unmöglich. Am 11. Juni werden die beiden „Weißen Väter“ von der UNO evakuiert.



Der deutsche Pater Otto Mayer.

SZ-Bild: Sabine Friedrich



Zerrissenes Ruanda Zeichnung: IndexFunk

Für Pater Mayer, der seit 18 Jahren in Ruanda tätig ist, war der „Völkermord“ von extremen Hutus organisiert und geplant. Die Akteure: Die Präsidentengarde der Armee und die beiden Milizen „Abahujumugambi“ der extremen Hutu-Partei CDR und die „Interahamwe“ der alten Einheitspartei MRND, die zusammen angriffen. Nicht ganz schuldlos an der Entwicklung seien die Rebellen der Patriotischen Front Ruandas (RPF), die Exil-Tutsis, die durch ihre Guerilla-Taktik großes Leid unter der Hutu-Bevölkerung im Norden angerichtet haben. Damit hätten die Rebellen den extremen Hutus gute Argumente für ein Zurückschlagen gegen die Bevölkerungs-Minderheit geliefert. Nach der Faustformel: „Nur ein toter Tutsi ist ein guter Tutsi“, seien diese umgebracht worden.

Für Pater Otto Mayer geht es in diesem Krieg um die Macht, die der ermordete Präsident Habyarimana, trotz der ausgehandelten Verträge von Arusha, mit der RPF nur widerwillig teilen wollte. Von der Propaganda sei die Auseinandersetzung auf einen Rassenkonflikt zwischen Hutus und Tutsis reduziert worden.

Mißtrauen, Haß und Angst seien gegen die Tutsis systematisch geschürt worden. Die Regierung habe die „Theorie

einer fünften Kolonne“, nach der das Land von innen von Tutsis aufgerollt werde, erfunden. So sei jeder Tutsi als Mitarbeiter, Spion oder Kollaborateur der Rebellen angesehen und deshalb ebenso ausgeschaltet worden, wie die Opposition im Lande. Die Politik sei dem brutalen Motto gefolgt: „Koste es, was es wolle, wenn wir nur an der Macht bleiben.“

Die unglaubliche Brutalität und Grausamkeit dieses Krieges haben für den Pater mehrere Gründe. Zum einen herrsche in der Armee, aufgeblasen von 8000 auf 40 000 Mann, Disziplinlosigkeit. Plünderungen blieben ungestraft, die gut ausgebildeten Offiziere seien viel zu weit entfernt von dem „Fußvolk“, das im Schnellverfahren eingezogen und geschult worden sei.

Für die vielen Gelegenheitsarbeiten im Land sei es nicht mehr möglich gewesen, ehrlich zu überleben. Zwei Monate lang habe es keine Gehälter gegeben, das gesamte Wirtschaftsleben stand still. So

hätten sich um die Milizen Sympathisanten geschart, „Aasgeier“, die das, was die Milizen nach Mord und Plünderung übrigließen, auflösen. Man habe diesen Jugendlichen versprochen: „Wenn Du einen Tutsi tötest, gehört Dir sein Land.“ Das Abschlichten der Tutsis erhielt so eine Eigendynamik, weil die Jugendlichen darin ihren Lebensunterhalt fanden, lautet die Erklärung des deutschen Paters für die bislang nicht zu stoppende Barbarei.

Sieht der Geistliche eine Chance für Ruanda? Er hofft auf eine demokratische Lösung, daran glauben kann er derzeit nicht. Er hofft, daß der militärische Gewinner, die RPF, nicht die gleichen Fehler machen werde, wie die Hutus, die 30 Jahre lang allein an der Macht waren. Das Versprechen der RPF, eine demokratische Regierung mit Beteiligung der Hutus zu bilden, sei die einzige Lösung für Ruanda. Bei einer Alleinregierung ist für den Pater der nächste Konflikt schon vorzusehen.

## Die Flüchtlingsflut aus Ruanda bricht alle Dämme in Zaire und kann in der Katastrophe enden

Jedes Bündel ist für die Flüchtlinge kostbar. Es enthält das Wenige, das sie aus ihren Habseligkeiten herausuchen oder einfach in letzter Minute zusammenraffen konnten. Aber für die erschöpfte und schluchzende Frau, die an einer Verkehrskreuzung ein paar hundert Meter jenseits der Grenze zu Ruanda am Boden liegt, ist ein einziges Bündel alles, an das sie sich klammert.

Ihr Kopf kam hoch und nickte, und sie schnürte das Bündel auf, um das ruhige Gesicht ihres Kindes freizulegen. Ein Begleiter sagt, die Frau habe ihr Baby, aus Kigali kommend, quer durch Ruanda getragen. Zwei Stunden vor Goma sei das Kind an Fieber gestorben. Dann wickelte sie das Bündel wortlos wieder zusammen und weinte.

Ihr Schweigen ist symptomatisch. Hunderttausende von Menschen haben am Donnerstag Ruandas Nordwestgrenze in Richtung Zaire überquert, fast ohne ein Wort zu sagen. Sie kamen erschöpft und ohne Hoffnung oder Zukunftsaussichten an. Die meisten passierten den

offiziellen Grenzübergang, aber einige, die vielleicht für immer den Behörden und bewaffneten Männern mißtrauen, schlugen sich über Hügel und durch Wälder durch.

Die Menschenflut kam für Zaire überraschend, teilweise weil die Ruandische Patriotische Front (FPR) noch ein ganzes Stück von der Grenze entfernt ist. In Goma gingen dem Ansturm gegen 3 Uhr (Ortszeit) lange Feuerstöße an der Grenze voraus. Möglicherweise waren es zairische Truppen, die versuchten, das Eindringen der Menschen zu verhindern. Möglicherweise waren auch die mörderischen ruandischen Milizen am Werk.

Aus welchem Grund auch immer, die Schüsse wurden zum letzten Ansporn, den die Flüchtlinge noch brauchten, um über die Grenze zu drängen. Bei Sonnenaufgang stauten sich die Menschen-schlangen am Übergang mehrere Meilen zurück. Ein Arzt der Organisation „Ärzte ohne Grenzen“ zählte in Goma 600 Flüchtlinge pro Minute.

Zunächst wurden die Ruander zurückgehalten. Aber als die Massen zu groß

wurden, überschwemmten sie den Militärkordon. Die Flüchtlinge verstopften Goma und bewegten sich, wie eine wildgewordene Herde, auf der Suche nach einem Platz mal in die eine, mal in die andere Richtung. Einige kampierten auf der Verkehrskreuzung. Andere ließen sich auf der Fahrbahn nieder, bis sie die Zairer zu Plätzen einige Meilen außerhalb der Stadt, jenseits des Flugplatzes führten. Das Fußballstadion füllte sich in weniger als einer Stunde. Goma schwoh weiter an und hatte seine Bevölkerungszahl von 200 000 Menschen verdoppelt, bevor der Vormittag vorüber war.

Die Behörden von Zaire, die offiziell die Flüchtlinge willkommen hießen, waren jedoch schlecht vorbereitet – und dabei nicht die einzigen. Obwohl seit Wochen vor einem massiven Ansturm von Flüchtlingen gewarnt worden war, konnten die Vereinten Nationen nur bedauernd die Hände heben. Es gibt kaum das Notwendigste, während erwartet wird, daß sich die Zahl der Flüchtlinge noch einmal verdoppelt.

Das UNO-Flüchtlingswerk (UNHCR) weist den Vorwurf zurück, es habe trotz aller Warnungen nicht genügend Vorbereitungen für die Massenflucht getroffen. „Wir haben in allen Nachbarländern Ruandas Vorräte für 500 000 Menschen angelegt“, sagt die UNHCR-Sprecherin Sylvana Foa in einem BBC-Interview. „Aber unser Problem war, daß wir nie wußten, wo die Flüchtlinge über die Grenze gingen. Wir hatten erwartet, daß die meisten nach Burundi fliehen würden.“

Von den ursprünglich 7,5 Millionen Einwohnern Ruandas sind zwei Drittel auf der Flucht. Was treibt sie dazu? Die Flüchtlinge gehören fast alle der Hutu-Mehrheit an; sie sind der festen Überzeugung, daß die FPR-Rebellen vom Tutsi-Stamm sie töten werden. „Viele der Flüchtlinge haben Massaker miterlebt“, erläutert ein Helfer. „Sie wissen, daß in ihrem Lande solche Gräueltaten möglich sind. Wer dies weiß, für den reicht schon ein Gerücht aus, daß er um sein Leben läuft.“